

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 9

Artikel: Vor den Toren Roms
Autor: K.E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erde.

Von Ada Negri.

Gieb Hacke, Rechen oder Egge mir,
Mir macht nichts aus die Glut der Sommerzeiten,
Und unterm Kuss der schönen Sonne hier
Will ich im Feld arbeiten.

Mit losem Kleid, die Arme nackt und bloss,
Die Röcke mit dem Gürtel aufgenommen!
Du weisst, dass mir des Landmanns rauhes Los
Nie schreckhaft vorgekommen.

Hier möcht' ich gern die bleichen Damen seh'n
Mit Händen, wie von Wachs, die zarten müden,
Die Weiden gleichen, die im Winde wehn,
Und nachts erschloss'nen Blüten.

Und die nervös und eingebildet krank,
Schmarotzer, dieser Welt unnütze Kinder;
Gespenster, bleich von Spleen und Müssigang,
Mit Handschuh'n und Zylinder.

Fort mit Kravatten und mit Schmuck! verbrannt
Die Schnürbrust, die den Busen fesselt, werde!
Gebt Licht, gesunde Luft uns, freies Land,
Zur Erde hin! . . . Zur Erde . . .

Hier unter'm freien Himmelslicht — herbei
Mit Hacken, Spaten und Maschinen;
Die Sonne liebend, woll'n der Kraft wir treu
Als edle Priester dienen! . . .

Und sieh', schon weitet blühend sich die Brust.
Schon fängt es in den Adern an zu glühen,
Und zum Gehirn, beschwingt von Lebenslust,
Gedankenblitze ziehen.

Nichts mehr von Ueberdruss und Traurigkeit,
Nichts mehr von Elend und von Kriegsbeschwerde,
Gesundheit, Hoffnung nur und Freudigkeit . . .
Zur Erde hin! . . . Zur Erde.

Vor den Toren Roms.

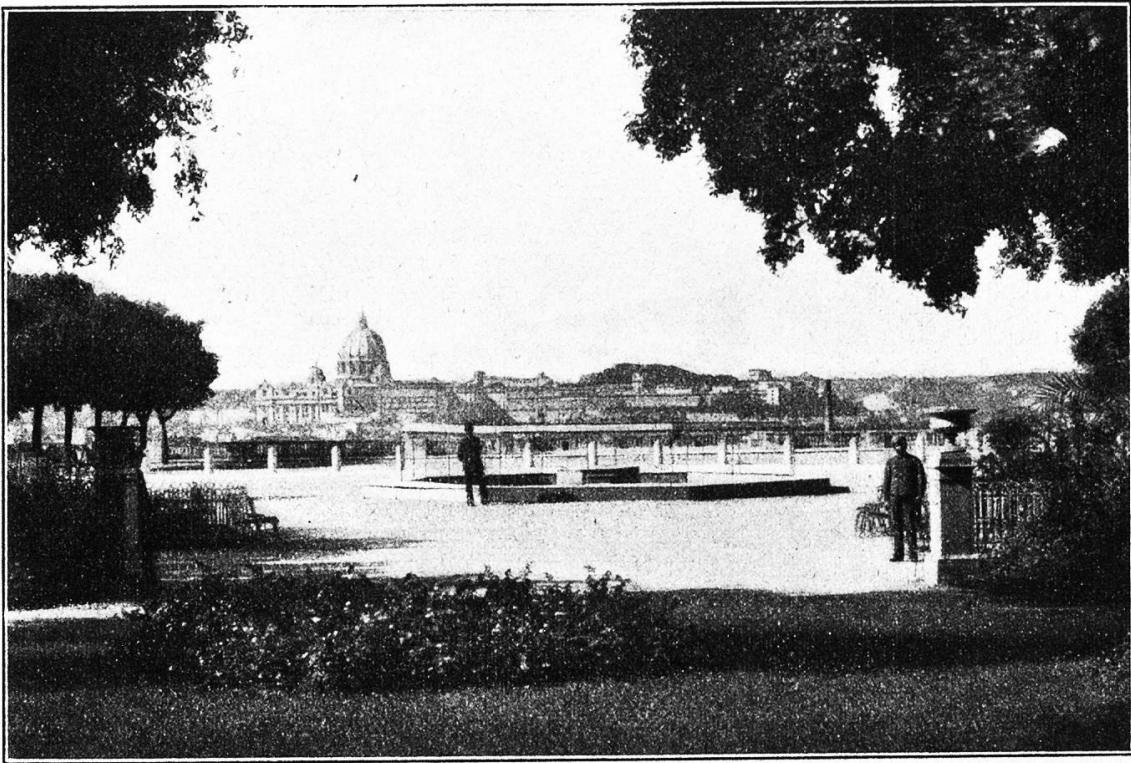
Von R. G. S. in Florenz.

Ein festlicher Tag glänzte über Rom. Noch hielt zwar ein Nebel die tieferen Stadtteile verdeckt, aber darüber wölbte sich licht und klar, groß und durchsichtig das herrlichste Pantheon, die Himmelskuppel, an Farbe bläulicher Seide vergleichbar.

Mit unserm Umkreis schienen wir seltsam in der Luft zu schweben auf einer Insel, wo uns ewiges Verbanntsein höchster, willkommenster Genuß gewesen wäre: Wem, der Rom schon besucht hat, zittert nicht in Erinnerung das Herz, wenn er die Namen Pincio und Villa Borghese, Gärten, wo er unter Palmen und Pinien Anemonen und Veilchen gepflückt und dem Silberpiel der Brunnen zugeschaut hat, genannt bekommt.

In dieser Gegend hatten wir unsern Standort, — so hoch, daß wir gleichsam mit einem Blick den ganzen paradiesischen Bezirk übersahen. Über dem Tiber, dessen Tal unsern Augen durch die Marmorwand der Villa Medici und deren grüne Laubgärten verborgen war, braute und dampfte der Nebel, sammelte und teilte sich, und führte den schwierigen und ergebnislosen Kampf gegen das stärkere, lichte Element. Wie ein ungeheures, vielfach verschlungenes Band wiederholte er in höherer Sphäre und geisterhafter Art Bild und Wesen des Flusses.

Alles das hätte genügt, unsere Sinne zu bezaubern! — Aber Rom, das an Größe unermessliche, ist auch im Geben unermesslich! Nicht genug, daß



Blick auf den Vatikan vom Pincio aus.

man hier in dem einstigen Centrum der Menschheitsgeschichte, die Summe des längst vergangenen in beständiger Gegenwart erlebt, — auch was der Moment hier hinzubringt, ist von unvergleichlich besonderer Art!

Wir hatten schon lange unsere Blicke nach dem westlichen Teile der Stadt gerichtet, wo wir jeden Augenblick das Auftauchen der Peterskuppel und der vatikanischen Paläste erwarteten, — sie, die wie kaum sonst ein Gebäude der Welt in ihrem Äußeren herrschende Macht verkündigen! — Nun stiegen sie über dem Nebel empor: rein und glänzend, als ob sie eben erst entstanden wären, — eine festlichleuchtende Himmelsburg. — Gewaltig hob sich die Kuppel ins Blau, und ihr silberner Schimmer strahlte weit in die Umgebung hinaus. — Wie eine glühende Stadt stand der päpstliche Palast. — Wir erinnerten uns, im Schweizerland die weißen Schneewände und ragenden Felskuppeln auch einmal so über Wolken, von ihren Fundamenten befreit, gesehn zu haben. — Das jehige Bild stand jenem nicht nach.

Wir wollten den außergewöhnlichen Tag außergewöhnlich verbringen. Tivoli, das Tibur der Alten, am Sabinergebirge und die „Campagna“ lockten uns an. Sie schienen uns an diesem Tag das begehrenswerteste Ziel.

Erst neulich hatten wir die vielberühmte Gräberstraße der Via Appia auf 6stündigem Marsch durchwandert und dabei ein Schauspiel genossen, das für diese Bühne wie berufen schien: Ein Gewitter, das vom Meere her kam, hatte uns mit Blitz, Donner und Wolkensturz überrascht. Wir hatten uns vor seiner Gewalt eben noch rechtzeitig in einen verfallenen Wartturm zu retten vermocht und sahen dort sein Vorbeifliehn. Wie es gekommen war, war es

dahin, — aber den Lauf der Wolken vermochten wir noch stundenweit in der grenzenlosen Einöde in ihrem Schatten zu verfolgen.

Heute bedienen wir uns der Straßenbahn, die im Osten Roms, vor dem Tore San Lorenzo, nach Tivoli abgeht und der uralten tiburtinischen Straße entlang in $1\frac{3}{4}$ Stunden eine Strecke durchläuft, für welche ein rüstiger Wanderer 5—6 Stunden gebrauchte. — Die Bahn berührt erst noch das Außenquartier San Lorenzo, einen Complex gradliniger, unsauberer Straßen und kasernenhafter, himmelhoher Häuser, bis sie bald hinter einem lieblich aus Cypressengrün hervorlugenden Kirchlein in die freie Campagna — das viele Meilen um Rom sich ausbreitende, größtenteils brachliegende Feld- und Weideland — hinaustritt.



St. Peter.

Jenes an der äußersten Grenze Roms und schon außerhalb seiner Mauern gelegene Kirchlein, „San Lorenzo fuori le mura,“ ist eine Gründung des den Christen günstig gesinnten Kaisers Constantin, welcher in den Jahren 323 bis 337 nach Christi Geburt regierte. Die Entstehung der noch erhaltenen ältesten baulichen Anlage geht aber nicht über das Jahr 578 zurück. — Heidnische Baualtertümer und christliche Mosaikkunst (Mosaiken=Wandgemälde, die aus kleinsten bunten Steinchen zusammengesetzt sind,) haben hier ein eigentliches Schatzkästlein gewirkt, dergestalt, daß man das Kirchlein ordentlich lieb bekommt, wenn man hineintritt — so feierlich und auch so heimelig ist es darin. Pius, der IX., der vorige Papst, ließ sich hier begraben (1878). Er wollte nicht in der Peterskirche beigesetzt werden. Ihm schien es dort zu prunkhaft, — und

der Prunk schien ihm zu einem Papst, dem man die weltliche Macht genommen hatte, nicht zu passen. Er hatte bei Lebzeiten jenem Kirchlein viel Gutes getan, nun sollte es ihm das im Tode zurückerstatten. Als ein Armer wollte er hier bestattet sein; aber seine Gruft mit dem reichen farbigen Mosaikschmuck ist gleichwohl nicht die ärmste!

Hinter der Kirche San Lorenzo liegt der größte Friedhof Roms, das Campo Verano — ein unübersehbarer Bezirk, bepflanzt mit Hunderten von Cypressen.

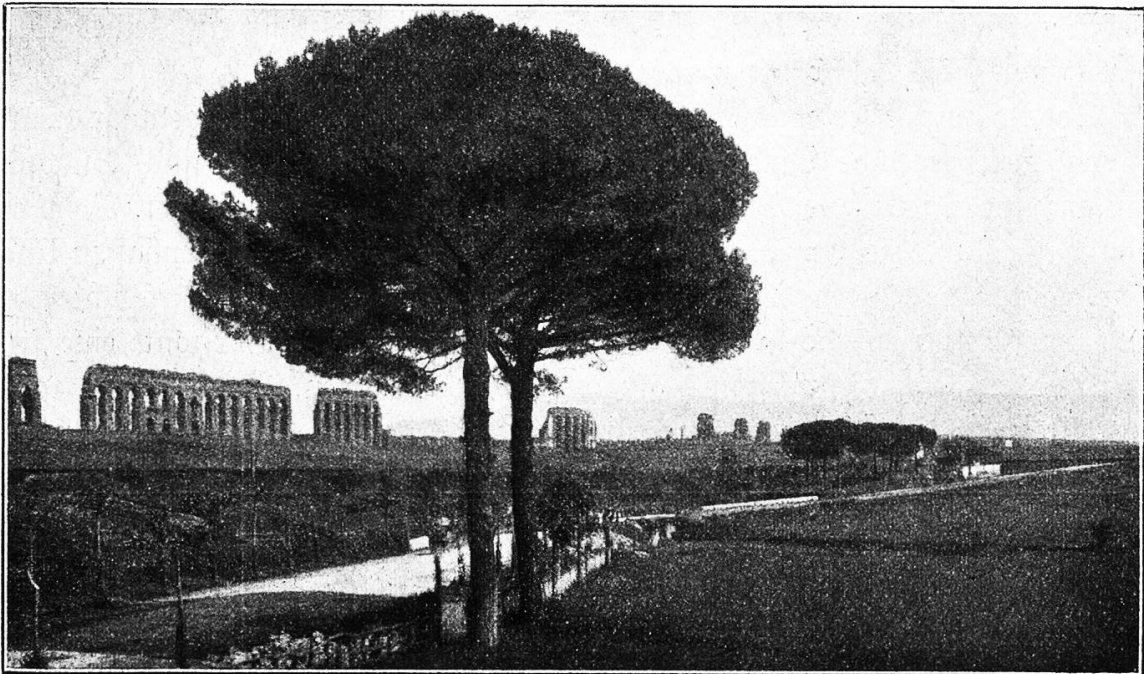
Indem wir durch die Campagna dahinfuhren, hatten wir eine zeitlang die seltsame Einbildung, wir befänden uns auf einer unserer heimatlichen Bergbahnen und führen durch alpines Haideland. Diese Einbildung ward namentlich hervorgerufen durch den köstlichen Duft, der durch die offenen Wagenfenster zu uns hereindrang, und ward dadurch noch in uns verstärkt, daß der Zug streckenweise in einer Einsenkung lief, so daß unser Gesichtskreis auf ein kleines Stück Himmel und Erde beschränkt war.

Sobald wir aber aus der Tiefe heraus auf die Höhe gelangt waren und das weite wellige Land übersahen, — sobald im Osten und Südosten, wenn auch noch fern, die Berge in Sicht kamen, die wir so oft von Rom aus gesehen hatten, und in der immensen, einförmigen Landschaft, riesenhaften Ungestümen gleich, die Bogen der alten römischen Wasserleitungen auftauchten, — sobald endlich am südlichen und südwestlichen äußersten Horizont eine feine Silberlinie erschien, die wir uns als das Meer deuteten, war es uns keinen Augenblick mehr fraglich, wo wir waren.



San Lorenzo, fuori le mura.

Oft und viel hört oder liest man ein entrüstetes oder auch verächtliches Urteil über die Armseligkeit der Campagna, des Landes, wo die ersten römischen Könige mit eigener Hand den Pflug geführt haben. Aber jenes Urteil hat nur insoweit Berechtigung, als es sich um den heutigen Nutzertrag des einst so fruchtbaren „Lalium“, oder wie man diese Landschaft später auch nannte: des „römischen Ackers“, handelt. Nicht menschliche Trägheit, wie nur solche behaupten können, die weder Land noch Leute kennen, ist Schuld daran, daß hier der Anbau so spärlich und der Ertrag noch spärlicher ist. Vielmehr setzt die Ungunst des durch jahrhundertelange Verödung und immer neue kriegerische Zerstörung heruntergekommenen Bodens und das Fieber (Malaria), welches regelmäßig in der warmen Jahreszeit hier auftritt, einer einträglichen Bestellung außerordentliche Hindernisse entgegen.



Aquaeduct in Ruinen.

Armselig ist die Campagna in Bezug auf ihren Bodenertrag, aber wer sich an landschaftlicher Schönheit erfreuen kann, die auch in öder Haidegegend, und namentlich in dieser, erscheint, der wird von Armseligkeit hier nicht reden und eine Umgestaltung schwerlich wünschen.

Und nicht allein das Schönheitsgefühl, auch noch andere Gefühle sind es, die für die Erhaltung des jetzigen Zustands dieses Landes sprechen.

„Ich kenne für mich nur zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte.“ Und „nur wenn um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten (der Vergangenheit) Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht“, — so schrieb einst Wilhelm von Humboldt, einer der ersten und edelsten Geister Deutschlands, der Zeitgenosse und Freund Schillers und

Goethes, und dieser letztere führt ebendies Urtheil in einer seiner gedankenvollsten Schriften (über „Winckelmann“) gleichsam als das eigene an. —

Unsere Fahrt ging durch dürstige Weide, aber dennoch erlahmte nicht unser Interesse; denn neben dem großen Landschaftsbild bot sich uns auch an Einzelheiten viel Merkwürdiges. Jeder Gegenstand, der über ein solches ebenes Land emporragt, fesselt das Auge und gibt dem Nachdenken und der Phantasie Räthsel auf, die sich jeweilen erst bei näherem Hinzukommen lösen.

Bald sahen wir auf nahen Hügeln Heerden von vielen Hunderten weidender Schafe, bald weite Gehege mit einsam grasenden Pferden, die neugierig unsern heranbrausenden Zug betrachteten und dann, gleichsam als wollten sie uns ihre Kraft zeigen, neben uns einherstürmten. In der Ferne deutete ein Röchlein, das aus einer Ruine aufstieg, auf Menschen. Kräftige, weiße Stiere mit großen ausgeschweiften Hörnern, die Nachkommen einer schon im Altertum hier einheimischen Rasse, überholten wir auf der Straße. Sie schritten zu viert unter einem Joche. — Dann erschien, etwas höher als die Fahrbahn unseres Zuges, ein Dorf aus spitzen, runden Strohthürnen — ein Bild anspruchslosster Urzeit! Dunkle Höhlen, die wir zeitweilig trafen, der nächtliche Unterschlupf der Schafe, erweckten in uns Erinnerungen an furchtbare Geschichten, die wir als Knaben gelesen hatten.

Menschen sahen wir wenige: etwa einen Hirten zu Pferd, mit spitzem Hut, Gewehr und Lasso (einem Fangseil für Pferde), — so räuberhaft von Ansehen, als man sich den Helden einer Räubergeschichte nur zu denken vermag, und in Wirklichkeit der bravste Mensch, braver als mancher nordische Städter. —

Ein sonderbarer übler Geruch überraschte uns. Wir befanden uns in der Nähe eines Schwefelbades, der *Aquae Albulae*, das schon in alter Zeit benutzt wurde. Hier ist die Vegetation, wenn möglich, noch dürstiger: kaum ein Gräslein entsproßt dem sandigen Gebiet, das von hellblauen Schwefelbächen durchströmt wird. Die Etablissements, armselige Baracken, sollen im Sommer von den Römern viel besucht werden. Uns schien dies, schon in Anbetracht der gegenwärtigen Hitze (im März!), — kaum möglich.

Bald wird das Land hügeliger. Immer mehr sondert sich das Albanergebirge, das, von Rom aus gesehen mit den Sabinerbergen eins zu sein scheint, nach rechts hin ab und tritt als Insel hervor. Dafür werden die dem sabinschen Berge Gennaro vorgelagerten *Castelli romani*, Ortschaften, die auf einsamstehenden, kegelförmigen Hügeln in der Ebene erbaut sind und deren Ursprung in die urältesten Zeiten einheimischer Geschichte zurückreicht, deutlicher und wird Tivoli wie ein silbernes Gefälle an olivenumgrüntem Berghang sichtbar. Die in ihren höheren Regionen unbewaldeten Berge vertauschen ihren Silberschimmer mit einem duftigen Blau. Wir passiren Ponte Lucano mit dem reizenden Grabmal der *Plautii* (ungefähr aus der Zeit Christi), einem massigen runden Turm mit gotischem Zinnenkranz. Dann hält unser Zug bei der

Bahnstation der Villa Adriana, des ehemaligen Landguts Kaiser Hadrians, welcher in den Jahren 117—138 nach Christi Geburt regierte.

Auf staubigem Sträßlein gehn wir in heißem Sonnenbrand nach der wenige Minuten entfernten Villa, froh, uns selbst und der Natur um uns überlassen zu sein, und halten uns mit Bedacht möglichst fern von den Staubwolken, welche die Wagen eiligerer Genossen in beträchtlichem Abstand vor uns aufwirbeln.

Bald durchschreiten wir die uralte Cypressenallee am Eingang der Villa. Wie Soldaten stehen die Bäume da in ihren feierlich-schwarzsamtenen Gewändern. Fast scheint es: sie wissen, was sie hüten.

Der Palast, welchen sich Hadrian, der Erbauer der Engelsburg und der Engelsbrücke, die heute noch stehen und zu den gewältigsten Bauwerken Roms zählen, errichten ließ, war ein Wunder seiner Zeit, nicht nur wegen der ungeheuren Größe und Pracht seiner Anlage, welche die herrlichsten Kunstwerke Griechenlands und Asiens in sich vereinte, sondern ebenso durch eigentümlich phantastische Nacherschaffung der berühmtesten und sonderbarsten Stätten, die der Kaiser auf seinen weiten Reisen gesehen oder aus Reiseschilderungen kennen gelernt und bewundert hatte. Nach Berichten Spartians, der Hadrians Lebensgeschichte schrieb, fand sich hier eine Nachbildung der Akademie, des Lykeions, der Poikile (der Schulen der berühmten griechischen Philosophen: Platon, Aristoteles und Zena von Kition) — wenn wir nicht jene Namen hier einfach als Benennung gewisser Räume aufzufassen haben. Dazu kamen Bäder, Theater, Tempel und eine Bibliothek; aber zu diesem Möglichen sollte sich auch Unmögliches gesellen: so ließ Hadrian hier ein berühmtes Tal Griechenlands (Tempe), so den Kanal und das Tal von Kanopus (einer Stadt in Aegypten) nachbilden, wo religiöse Spiele veranstaltet wurden. Und bei diesen Unternehmungen stand des Kaisers seltsamer Wille nicht still, vielmehr wollte er auch Gegenständen, die nur in der Gedankenwelt der religiösen Griechen existierten (Vorstellungen von der Unterwelt, wo die abgeschiedenen Seelen sich aufhalten sollten, u. a.) greifbare Verwirklichung geben. Alle diese Schöpfungen, auf einem Landgebiet von ungefähr 72 Hektaren vereint, gaben gleichsam ein Bild der großen Welt im Kleinen.

Da aber heutzutage über die Bedeutung der meisten baulichen Überreste nichts Bestimmtes mehr festzustellen ist, überließen wir uns ganz dem Genuß der landschaftlichen Schönheit, und trotzdem wir über Trümmer wanderten, die in hervorragendem Maße dazu geeignet waren, uns den Verfall der größten Menschenwerke in den Sinn zu rufen, blieb uns doch diese Reflexion völlig fern. Ganz und selig gingen wir im Gefühl einer seltenen Gegenwart auf. — Das sind Ewigkeitsmomente, die auch dem einfachen, schönheitsempfindenden Sinn bisweilen gewährt sind und deren Erinnerung sich dann wie ein goldener Kranz durch das Leben windet. Wie einfach und doch wie glänzend waren die Bilder, die hier zu uns sprachen. So beseligend hatte Natur noch nie zu uns geredet.



Tivoli.

Durch hohe Hallen mit geborstener Decke sahen wir den blauen Himmel, und weiße dichtgeballte Wolken daran hin wandern. Durch den Rahmen eines zerbrochenen Fensters schauten wir in der Tiefe einen sonnenbeschieneenen Rasen mit einer einsamen dunkelschwarzen Cypresse. Aus einer Ecke eines niederen dunkeln Verließes leuchtete saftiges smaragdnes Grün. Unter silbernen Öl-bäumen wanderten wir auf einer Wiese, wo Veilchen von besonderer Größe und Farbe blühten. Ein gelber Citronenfalter huschte durchs Gebüsch. Auf Trümmern in der Höhe entzückte uns ein Blick in das helle Lichtmeer um uns. Im nahen Aquarium raubten wir kleine Marmorstücke. Dann schritten wir auf übermoosten, samteneen Pfaden unter breitstämmigen, hohen Eichen an dem Tal Tempe vorüber nach dem cypressenbeschatteten Eingang der Villa zurück. Wir waren's und waren's doch nicht, die da schritten. Das geschah alles so heimlich. Und als wir das „Paradiesgärtlein“ hinter uns hatten, waren wir darüber nicht im mindesten traurig, sondern spannen noch immer an dem zauberhaften Traum, der uns scheinbar umfassen hatte und der doch Wirklichkeit war, weiter. Noch zur Stunde scheint es uns kaum möglich, daß es ein waches „wirkliches“ Erlebnis gewesen.

Dasselbe Bähnchen, mit welchem wir gekommen waren, brachte uns auf steilem Anstieg, durch einen ausgedehnten Ölbaumwald mit uralten verkrüppelten Stämmen phantastischster Bildung, nach dem hochgelegenen Tivoli hinauf. Dort empfangen uns, wie dies an den meisten kleineren Orten Italiens gewohnheitsgemäß der Fall ist, eine unabsehbare Reihe fahrlustiger Kutscher. Ihrem Peitschengeknall und pfeifenden Lockrufen hielten wir aber wacker Stand und gingen zu Fuß durch das unansehnliche, raubburgartige Nest.

Tivolis (Tiburis) Ursprünge liegen in vorrömischer Zeit. Seine Lage am Ausgange eines wichtigen sabynischen Passes und am Eingange in die römische Ebene, sowie seine durch hohe Felswände erschwerte Einnehmbarkeit,



Tempel der Vesta und Sibilla.

haben ihm lange Jahrhunderte hindurch im Kampf gegen Rom, namentlich im Mittelalter, wo es kaiserlich und gegen den Papst gesinnt war, eine hervorragende geschichtliche Actualität gegeben. Überdies war es seit der ersten Kaiserzeit der Lieblingsaufenthalt einer großen Zahl hochgestellter und begüterter Männer, die dort ihre Landhäuser bauten oder hatten, so vor allem des Kaisers Augustus (31–14 vor Christi); weshalb auch die Dichter jener Zeit, Virgil und Horaz, es mehrmals rühmend besingen.

Von den Päpsten schenkte ihm besonders Pius II., der altertumsbegeisterte Aeneas Sylvius (wird Papst 1458) seine Liebe. Mehrfach hat er es in seinen Landschaftsbeschreibungen, unter denen sich auch eine Schilderung des Rheinfalles befindet, erwähnt. (Siehe die ausführliche Schilderung in sein „Commentarien“.) Naturempfinden und Altertumsbegeisterung: — beides mußte ihn dazu bringen; denn beiden wird hier in Tivoli besondere Genugthuung zu teil.

Für uns Moderne gewinnt Tivoli auch durch die Anwesenheit und Begeisterung zweier unserer größten deutschen Dichter für diesen Ort: Goethes

und Herders, Interesse. Goethe schreibt darüber im Tagebuch seiner italienischen Reise, das für denjenigen, der Italiens und speziell Roms Wirkungen an sich selbst erprobt hat, eine unergründliche Fundgrube menschlich-tieffinniger Wahrheiten und der reinste Spiegel dieser südlichen Welt ist, unterm 16. Juni 1787; und Herder, der vergräunte, früh alternde, der von unglücklichen Umständen bis nach Italien verfolgt, im Gegensatz zu Goethe seines Aufenthalts in Rom nicht froh werden konnte (wie verstimmend liest sich seine italienische Reise!), schreibt in seinem zweitletzten Briefe aus Rom! „ich scheid vergnügt aus Rom nur Tivolis halber,“ „so war Tivoli das Adieu von Rom und ein wahrer Hymnus für mich im höchsten Grad.“ (9 Mai 1789).

In den dunkeln Gassen des traurig vorkommenden Orts ist wenig Schönes zu entdecken, aber um so größer ist die Überraschung, wenn man das andere Ende des Orts erreicht hat und von dem hohen, von Augustus schon als Richtstätte benutzten, säulenumragten Tempelchen der „Sibylle“ in das Geschäume des Anio, eines Flusses, der hier in verschiedenen Fällen über wild zerbrochenes Tuffgestein in die Tiefe stürzt, hineinzieht. Es ist eins der herrlichsten Schauspiele, die die Natur überhaupt gewähren kann! Der Farbenschleier, den die Sonne in den Hunderten umherfliegender Wasserstäubchen zur Erscheinung bringt, ist bei der Herrlichkeit des gesamten Naturschauspiels noch das mindeste! Wir mußten bei seinem Anblick an die wunderbaren Endverje des Eingangsmonologes im 2. Teil des Faust denken:

Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,	} Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer, } Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend, } Umher verbreitend duftig kühle Schauer! } Der spiegelt ab das menschliche Bestreben. } Ihm sinne nach, und du begreifst genauer, } Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.
Ihm schau' ich an mit wachsendem Entzücken.	
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend,	
Dann abertausend Strömen sich ergießend,	
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume saufend.	
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,	

Welches der Ort gewesen sein mag, der dem Dichter die in diesem Gedicht verwendete Anschauung gegeben hat, ob der Staubbach in unserm Schweizerland, dem er schon früher ein ähnlich herrliches Gedicht verdankte und widmete, ob Tivoli bei Rom, ob ein minder großartiger Fall bei Weimar, — die Schilderung der Scene ist so überzeugend, das Gefühl in dem Gedicht dem des gegenwärtigen Moments so ähnlich, daß wir es uns nicht ausreden und mit keinen noch so offenkundigen Beweisen widerlegen lassen, Goethe habe es eben hier entnommen.

Nach einem Mittagsmahl in einem kleinen Gasthaus Tivolis stiegen wir auf schattigen Fußwegen zu den Wassern hinunter. In dem wilden Felsgestein, das von Höhlen und Gängen, die das Wasser darin gebildet hatte, durchbrochen ist, hausten Raben und wilde Tauben. Wir stiegen bis ganz in die Tiefe, um den letzten Absturz des sogenannten „alten“ Falles zu sehn. Erst zuletzt besuchten wir noch den im Jahre 1826 künstlich geschaffenen neuen Fall, der sich aus ungeheurer Höhe (ca. 100 m) in die Tiefe hinabstürzt. Sein



Villa d'Este.

Wasser erschien stellenweise wie Schnee und zeigte im Sonnenlicht alle Farben des Prismas.

Wie eine unbewegte, unberührte

Lichtwelt, die Wohnungen der Seligen, erschienen über der brausenden, ewigbewegten Tiefe das Sibyllentempelchen und sein Nachbar, der Tempel des Tiburnus, und Tivoli im Sonnenglanz auf der Höhe. Dabei gab das Geflatter der Raben der Landschaft ein eigenartiges Ansehn.

Tivoli gegenüber, auf der rechten Seite des Flüsschens, erhebt sich der Berg Catillo, hoch hinauf besetzt mit Ölbäumen.

Hier „soll“ Horaz, der römische Dichter, ein Landgut besessen haben. Unweit davon, mehr gegen die Campagna hinaus, befindet sich die noch heute deutlich an Spuren erkennbare Villa des im Feldzug gegen die Deutschen so unglücklichen Feldherrn Quinctilius Varus, dessen Truppen der Cheruskerfürst Arminius im Teutoburger Wald vernichtete. (9 nach Chr. G.) —

Den Gang nach dem Garten der „Villa d'Este“ hatten wir uns für den Abend aufgespart, um den Sonnenuntergang von dort zu sehen. Fast hätten wir uns auf dem Weg dahin verirrt, denn als wir durch das Dorf schritten, war es darin schon ganz dunkel; aber ein Junge wies uns zurecht.

Die Villa wurde von dem Kardinal Hippolito d'Este, dem Schwiegersohn des ebenso berühmten, wie berühmten Papstes Alexander VI. (regierte 1492

bis 1503), dem Gemahl Lucrezia Borgias 1549 erbaut. Sie ist gegenwärtig Eigentum des österreichischen Tronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, der sich aber gar nicht um sie kümmert. Ihr Zustand, derjenige des traurigsten Zerfalls, macht ihrem Eigentümer wenig Ehre: man betrachtet ihre geborstenen und allmählich abbröckelnden Mauern nicht ohne Trauer und Mitleid; und doch ist es auch hier eben dieser Verfall, der das Bild des Hauses und des Gartens zu einem der schönsten macht, die man auf Erden zu finden vermag.

Im Innern des mächtigen, breiten Palasts, welcher völlig verödet und leer steht, ist nichts zu bewundern. Tritt man aber in den Garten, in den man von Terrassen hinabsteigt, so umfängt einen eine Märchenwelt, wie sie lieblicher selbst nicht das Märchen vom Dornröschen zu schildern vermag! Hunderte sichtbarer und versteckter Springbrunnen, die ehemals wohl zu Tausenden waren, rauschen und rieseln aus dem Grün. Aus heimlichen Grotten lauschen und lugen sonderbare Gestalten, ursprünglich von Marmor, jetzt aber von dem vielen über sie herabtropfenden Wasser wie überzuckert. Unter uralten, himmelanragenden Cypressen von mehr als dreihundertjährigem Alter, die zum Teil von Rosen umrannt sind, und blühendem Lorbeer schreitet man einher, zwischen Quellen und Teichen, auf übermoosten Wegen. Hoch in Lüften übt sich ein Raubvogel — mit seines gleichen der einzige Feind der ungezählten Vögelschar, die im Gebüsch und den Mauerritzen des Palastes nistet.

Und welch ein Blick auf Tivoli und über die weite Campagna auf Rom! Alle Schönheit, die wir am heutigen Tag im Einzelnen genossen hatten, sammelte sich vor uns zu einem überwältigend großen, einheitlichen Gesamtbild. Weit im fernsten Westen blickte im Glanz des untergehenden Lichts die Peterskuppel, und als die Sonne gesunken war, stand jene, als der einzige noch unterscheidbare Gegenstand, als schwarze Silhouette am Himmel.

Im eilenden Bahnzug fuhren wir nach Rom zurück. In weitem Bogen wand sich der Weg in die Ebene. Als wir durch die Campagna fuhren, war Himmel und Erde in flammendem Purpur. In Rom tauchten wir in die Schatten der Nacht ein.

Sommer-Abend.

Von L. v. Greyerz, Bern.

Weltvergessen streiften wir
Durch die duft'gen Wiesen:
Sonne ließ den Abschiedsgruß
Schon darüber fliegen.

Dämm' rung stieg mit feuchtem Haar
Von der Eiche Aesten,
Und der Himmel goldenklar
Lohete rot im Westen.

Auf dem Goldgrund hoben scharf
Schwarz wie Silhouetten
Späte Mäder klar sich ab,
Mäderinnen-Ketten.

Leutlos rafften sie ihr Heu —
Nur ein Sensenreigen
Ab und zu — und drüber hin
Glanz und Duft und Schweigen.
